

INGRID STEEGER

Und find es
wunderbar

Mein Leben



BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Inhalt

Über das Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Zitat

Vorwort

Kapitel 1: (K)eine schrecklich nette Familie

Kindheit zwischen Trümmern

Es steht ein Soldat am Wolgastrand

Konditormeister Schneider

Schulhorror, traurige Bücher und alle Tiere

Lernen fürs Leben?

Die Tränen meines Vaters und das Schweigen meiner Mutter

Kapitel 2: Ein Körper wird entdeckt

Bambis erstes Mal

Go-go Black and White

meine kleine familie

Miss Filmfestspiele

Das Sprungbrett ins Filmgeschäft

Kapitel 3: Der stumme Star

Gesucht: Naive Blondine mit Sex und Witz

Horror-Gaby gibt ihr Debüt

Pflehars »zartes Showpflänzchen« wird ein Star

Frau Stickelbrucks

Die Geliebte des großen Regisseurs

Kapitel 4: Blondie lacht und weint

Ein Meer von Tränen

Endlich eigenes Geld

Stumm auf Sardinien
Klimbim ist unser Leben
Gaststars bei Klimbim
die verdrehten wahrheiten
Zwei himmlische Töchter
Die Drogen und die Trennung
Kapitel 5: Leben zwischen Himmel und Erde
Ingrid Steeger auf Safari
In luftigen Höhen
Back from Afrika
Kapitel 6: Die Befreiung
Erstmals ein Zuhause?
Revue und Theater in Deutschland
Landleben mit Tieren und Diener
Haus, Hof, Reisen
Das verlorene Kind
Kapitel 7: Der große Bellheim
Wilder Westen inclusive
In der neuen Welt
Wedels größter Fan
Kiss me, Kate
Meine Sorgenkinder
Monas Abgang
Kapitel 8: Westernlady Mona
Arbeiten für den guten Zweck
Der entlaufene Bräutigam
Am Marterpfahl
Auf dem Rücken der Pferde ...
Kapitel 9: Der Klimbim-Fluch
Die Züricher Verlobung
Kinderzeit in Rumänien
Blondie gerät ins Schleudern
Die Klimbim-familie stirbt
Kapitel 10: Mein annus horribilis
Der Absturz
Rettende Engel

Wilma räumt mein Leben auf
»Ingrid Steeger lebt von Hartz IV«
Kapitel 11: Die Steeger ist zurück
Gatte gegrillt
Mein neues Leben
Kapitel 12: Wenn Flügel wachsen
Wovon ich träume
Bildtafeln
Bildnachweis

Über das Buch

Wer kennt sie nicht? Ingrid Steeger, die Ulknudel, Blondine der Nation und Sexsymbol, die mit „Klimbim“ berühmt wurde, mächtige Männer faszinierte und dennoch immer vergeblich auf der Suche nach Glück und Geborgenheit war. Nun legt sie ihre Autobiografie vor. Offen, ehrlich, schockierend, aber auch komisch, anrührend und ermutigend. Ein Stück bundesdeutscher Film- und Fernsehgeschichte und gleichzeitig die Geschichte einer Frau, die immer mehr gab, als sie zurückbekam, die aufstieg, fiel und sich aus eigener Kraft wieder aufrichtete.

Über die Autorin

Ingrid Steeger, 1947 in Berlin geboren, wurde mit der Kultserie Klimbim berühmt und stand mit vielen deutschen Stars auf der Bühne und vor der Kamera, unter anderem mit Curd Jürgens, Mario Adorf und Iris Berben. Sie wurde mit dem Bambi, der Goldenen Kamera und dem Grimme-Preis ausgezeichnet. Heute spielt sie erfolgreich Theater, gibt höchst unterhaltsame Lesungen und ist gern gesehener Gast in Talkshows.

Ingrid Steeger
mit Sibylle Auer

Und find es wunderbar

Mein Leben

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG
Copyright © 2013/2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Ramona Jäger

Textredaktion: Sylvia Gredig, Köln

Umschlaggestaltung: Gisela Kullowatz

Umschlagmotiv: © Ludwik Erdmanski, Schwanewede

Datenkonvertierung E-Book:
hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-8387-2442-3

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

*Wer nicht am Abgrund steht,
dem wachsen keine Flügel.*
(aus Alexis Sorbas)

Vorwort

Schlagzeilen und Presseberichte gibt es unendlich viele über mich. Aber sie machen nicht mal einen Bruchteil meines Lebens aus. Trotzdem musste ich bei der Idee des Verlags, mein Leben in einem Buch aufzuschreiben, zuerst laut lachen: Wie sollte man dieses Durcheinander überhaupt aufschreiben? Was interessiert die Leser wohl? Viele sehen mich noch heute als *den Klimbim*-Star der Siebziger. In den letzten Jahren kam dann mein tiefer Fall groß in den Medien - »Ingrid Steeger lebt von Hartz IV«. Ja, das war schlimm. Aber wie alles war auch das nur eine Episode in meinem Leben, es geht ja immer weiter. Und im Leben fühlt sich das auch oft ganz anders an, als von irgendwelchen Journalisten beschrieben. Und das war der Punkt, der mich reizte, meine Autobiografie zu schreiben. Einmal alles so sagen, wie es für mich war und ist. Einmal nicht nur das tun, was andere erwarten. Wer ist denn nun diese Steeger?, fragte ich mich selbst. Und die Erinnerungsmaschine begann zu laufen, Stockungen inklusive. Als ich diese *Kurzfassung* meines Lebens dann beendet hatte, war ich ein anderer Mensch.

Meinen Fans und natürlich meinen Freunden - den wirklichen, echten - verdanke ich es, dass ich heute wieder erfolgreich Theater spiele und die Freude am Leben dunkle Schatten vertreibt. Sie geben mir unendlich viel, und ich möchte ihnen mit diesem Buch etwas zurückgeben.

München, im Sommer 2013
Ingrid Steeger

Kapitel 1: (K)eine schrecklich nette Familie

Ich bin Berlinerin. Manche sagen, man hört es immer noch, auch nach den vielen Jahren, die vergangen sind, seit ich der Stadt den Rücken gekehrt habe. In meiner Geburtsurkunde steht: Ingrid Anita Stengert, geboren am 1. April 1947 um 11.50 Uhr. Name des Vaters: Karl Otto Kurt Stengert. Name der Mutter: Käthe Hildegard Frieda Stengert. Beide evangelisch. Unsere Adresse damals war: Alt-Moabit 19, Berlin.

Die Zeit meiner Geburt war die Zeit nach dem Krieg, wie Hunderttausende andere Berliner hatte auch meine Familie alles verloren. Mit meinem Bruder Udo, der damals fünf Jahre alt war, und meiner Schwester Jutta, die nur eineinhalb Jahre vor mir das Licht der Welt erblickt hatte und die bis heute einer der wichtigsten Menschen für mich ist, lebten meine Eltern in einer kleinen Einzimmerwohnung. Ein drittes Kind - ich - hatte ihnen wahrscheinlich gerade noch gefehlt.

KINDHEIT ZWISCHEN TRÜMMERN

Vor dem Krieg hatten meine Eltern eine Dreizimmerwohnung am Wikingerufer, gleich an der Spree, bewohnt. Nach einem der letzten Bombenangriffe vor Kriegsende war von diesem schönen Zuhause nicht mehr

viel übrig geblieben außer einer Ruine und Trümmerbergen. Die Einzimmerwohnung mit Abstellkammer und kleiner Küche, die meine Eltern zugewiesen bekamen, war also Fluch und Segen in einem. Ein Dach über dem Kopf. Mehr nicht.

Fünf Stengerts drängten sich auf den knapp fünfundzwanzig Quadratmetern. Im Wohnraum standen ein Tisch, vier Stühle, ein Sofa und ein Bett, dort wurde gearbeitet, gespielt, gegessen und geschlafen. Jutta hatte ihren Schlafplatz auf dem Sofa, Udo in der Abstellkammer. Ich schlief bis zu meinem sechsten Lebensjahr im Bett meiner Eltern. Was sich nach großer Geborgenheit anhören könnte, war in Wahrheit ein einziges großes Unbehagen. Mit Liebe konnte das, was sich des Nachts zwischen den Eltern abspielte, nicht viel zu tun haben.

Und wie in den Nächten war auch am Tag weder eine große Zuneigung noch Herzlichkeit zwischen den Eltern spürbar. Ich habe nie auch nur ein freundliches Wort oder eine zärtliche Geste zwischen ihnen erlebt. Ach was, ich habe nie auch nur ein freundliches Wort oder eine zärtliche Geste überhaupt von ihnen erlebt, auch nicht uns Kindern gegenüber. Das Einzige, was meine Eltern für uns übrig hatten, waren Schläge. Wer ungezogen war, musste die Finger hinhalten. Wer sich dumm anstellte, bekam eine Ohrfeige. Wer nicht parierte, wurde windelweich geprügelt.

Bei alledem war unsere Mutter stets darauf bedacht, den äußeren Schein zu wahren, es war ihr sehr wichtig, was die Nachbarn dachten und redeten. Sie wollte nicht, dass wir erzählten, dass wir in einer Einzimmerwohnung lebten, weil sie sich dafür schämte. Und wie sie schämten auch wir Kinder uns dafür. Dabei waren wir schuldlos in die Armut geraten. Wir waren doch ausgebombt! Für meine Mutter aber waren unsere Lebensumstände eine Schande, wie für sie überhaupt alles eine Schande war.

Und tatsächlich ging es bei uns nicht gerade fein zu. Die Gemeinschaftstoilette, die von mehreren Mietparteien

genutzt wurde, befand sich auf der halben Etage im Treppenhaus und war eigentlich ständig besetzt, weil so viele Personen sie benutzten. Entsprechend war ihr Zustand und der Geruch, der einem entgegenschlug, wenn man endlich an der Reihe war.

Fließend Wasser hatten wir nur in der Küche, und auch nur kaltes. Wir Kinder mussten uns im Ausguss waschen, natürlich nur mit kaltem Wasser, denn es gab kaum Brennholz für den Küchenherd. Im Winter froren regelmäßig die Wasserleitungen ein, so eisig war es. Wen wundert es unter diesen Umständen, dass Udo, Jutta und ich selten besonders sauber waren, auch wenn meine Mutter stets darauf achtete, dass wir zumindest am Sonntag anständig angezogen waren und wie die Kinder ordentlicher, wohlhabender Leute aussahen. Dabei war Moabit ein bekanntermaßen heruntergekommenes Pflaster.

In den umliegenden Straßen gab es, wohin das Auge reichte, nichts als Trümmerberge und Schutthaufen, es war kaum ein intaktes Gebäude vorhanden. Uns Kindern boten diese Steinwüsten jedoch wunderbare Orte zum Spielen. Und wer nicht gerade in der Schule war, traf sich auf der Straße. Das zerbombte Nachkriegsberlin war besser als jeder Abenteuerspielplatz, und wie alle anderen Kinder spielten auch wir am allerliebsten in den Ruinen, obwohl das streng verboten war. Meine damals besten Freundinnen Charlotte, Doris und ich suchten uns mit Vorliebe Höhlen in den Trümmerbergen. Dort konnten wir uns verstecken, reden und spielen, während draußen die Pferdewagen durch die Straßen fuhren und ständig der Ruf ertönte: »Brennholz für Kartoffelschalen!«

Außerdem liefen wir liebend gern Rollschuh. Damals war so wenig Verkehr, dass man ohne Weiteres mitten auf der Straße fahren konnte. Meine Rollschuhe waren ziemlich alte Dinger, die ich mit Einweck-Gummibändern an meinen viel zu schmalen Füßen befestigen musste, damit sie nicht abfielen. Ich schämte mich sehr dafür, aber

neue konnten mir meine Eltern nicht kaufen, weil sie zu teuer gewesen wären.

Eines unserer Lieblingsspiele war »Mutter, Vater, Kind«. Charlotte und Doris waren Vater und Mutter, und ich war ganz selbstverständlich immer das Baby, das in den Kinderwagen gelegt, geherzt und umsorgt wurde und es dort warm und geborgen hatte. Ich fand es herrlich, denn dort hatte ich meine Ruhe, niemand wollte etwas von mir oder machte mir Angst.

Wenn die Größeren sich prügelten, war es meine Aufgabe als Kleinste und Schwächste, auf die Schultaschen aufzupassen. Die anderen warfen ihre Ranzen auf einen Haufen, riefen mir zu: »Ingrid, pass auf unsere Sachen auf!«, und verschwanden. Ich war mächtig stolz auf meine wichtige Aufgabe, blieb brav neben dem Taschenhaufen sitzen und wartete geduldig, bis die anderen mit der Prügelei fertig waren.

Dass es ziemlich gefährlich war, in den Trümmern zu spielen, war uns egal, und meine Eltern interessierte es nicht wirklich. Sie waren wohl froh, wenn wir aus dem Haus waren. Natürlich fanden wir immer wieder Handgranaten und Blindgänger, die wir dann zur Polizei brachten, und wir müssen eine Armee von Schutzengeln gehabt haben, denn uns passierte nichts.

Auch die Friedhöfe waren für uns damals großartige Orte zum Spielen, ich liebte vor allem die Ruhe und das viele Grün dort, und überall gab es hübsche rote Käfer mit schwarzen Punkten. Uns Kinder interessierte der schlechte Ruf, den die Gegend damals hatte, kein bisschen. Dabei galt das sich am Rand von Moabit befindliche Schloss Bellevue, in dem heute der Bundespräsident residiert, als das letzte Loch; das Hauptgebäude war eine einzige Ruine, nur die Seitenflügel standen noch und dienten ausgebombten Menschen als Notunterkunft. Und ganz in der Nähe des Schlosses befand sich der sogenannte Hausfrauenstrich.

Auch im nahe gelegenen Tiergarten trafen wir Kinder uns oft zum Spielen. Dort wuchsen praktisch keine Bäume mehr, weil die Berliner sie zu Brennholz verarbeitet hatten und die freien Flächen zum Gemüseanbau nutzten. Hinter jedem der wenigen Bäume, die es im Park noch gab, stand, so jedenfalls in meiner Erinnerung, ein Exhibitionist. Wir Kinder lachten uns über diese seltsamen Gestalten, die ihre Mäntel öffneten, um sich zu zeigen, aber höchstens kaputt. Sie taten uns ja nichts. Für uns war das alles ganz normal: Da war der Hausfrauenstrich, da waren die Exhibitionisten, und zwischen den Trümmern hatten wir unsere Plätze, an denen wir spielten.

Meine Mutter allerdings muss unter den mehr als schlechten Verhältnissen gelitten haben. Zumindest versuchte sie immer wieder, aus uns Schmuttelkindern adrette Vorzeigekinder zu machen. Sie nähte meiner Schwester und mir entzückende Kleidchen, Röcke, Jacken und Blusen. An besonderen Tagen im Sommer zog sie Jutta und mir hübsche bunte Baumwollkleidchen mit Puffärmeln an. Dazu trugen wir ordentliche weiße Strümpfe und bekamen Zöpfe geflochten, die mit großen Schleifen zu Affenschaukeln hochgebunden waren. Wir sollten die besten und schönsten Kinder in der Nachbarschaft sein. Alle sollten glauben, dass es dem Ehepaar Stengert und seinen drei Kindern gut ging, dass es ihnen an nichts fehlte und dass die ganze Familie glücklich und zufrieden war. Doch die Wände des schnell hochgezogenen Nachkriegsbaus waren dünn und hellhörig, und das ganze Haus bekam mit, dass es hinter der hübschen Bilderbuch-Fassade der Familie Stengert ruppig zuing.

ES STEHT EIN SOLDAT AM WOLGASTRAND

Als Kind hatte ich ständig Angst. Angst vor den Eltern – vor ihren Schlägen. Es verging kaum ein Tag, an dem uns die

Mutter nicht züchtigte. Mal mit dem Kleiderbügel, mal mit dem Zentimetermaß, das sie wie eine Peitsche schwang. Sie hetzte uns so lange durch unsere kleine Wohnung, bis sie einen von uns erwischte. Doch ich hatte einen Trick: Neben dem Schrank gab es eine schmale Ecke, und wenn ich diese Ecke rechtzeitig erreichte und mich dort hineindrückte, kam sie mit dem Zentimetermaß nicht an mich heran und auch nicht mit dem Bügel, denn der war zu kurz.

Der Vater prügelte uns nicht ganz so häufig wie die Mutter, dafür aber umso gründlicher. Wenn er nach Hause kam, musste ich ihm nur in die Augen schauen. Und wenn ich diesen bestimmten Ausdruck in seinem Blick entdeckte, dann wusste ich: Jetzt ist es wieder so weit, jetzt kannst du machen, was du willst. Er wird etwas finden, und Jutta und du werden verprügelt. Nur unser Bruder, der Erstgeborene, wurde vom Vater meist verschont. Später vermutete ich, dass Udo vielleicht noch ein Kind der Liebe war. Vielleicht hoffte ich auch ein ganz kleines bisschen, dass es irgendwann einmal doch Liebe zwischen meinen Eltern gegeben haben muss. Aber Jutta und ich waren ganz sicher ungewollt hinzugekommen, wahrscheinlich aus ehelicher Gewalt entstanden. Wir waren Störenfriede, und so wurden wir auch behandelt. Für uns war keine Liebe übrig.

»Jutta und Ingrid, der Teppich muss sauber gemacht werden. Sammelt alle Flusen und Krümel ab, und wehe, wenn ich hinterher noch etwas finde!«

Wenn ein solcher Befehl von unserem Vater kam, wussten wir, dass wir keine Chance hatten und dass es Dresche geben würde. Denn die Aufgabe, die er uns stellte, war nicht zu lösen, jedenfalls nicht zu seiner Zufriedenheit. Auf allen vieren krochen meine Schwester und ich auf dem Teppich herum und klaubten den Schmutz mit den Händen ab, während der Vater uns vom Sessel aus beobachtete.

»Wir sind fertig«, sagte schließlich Jutta und trat mit gesenktem Kopf vor unseren Vater hin. Ich stand immer stumm neben ihr. Wir beide wussten, was nun passieren würde, denn irgendein winziger Fussel war immer noch zu finden.

Langsam erhob sich der Vater aus dem Sessel, setzte seine Brille auf und inspizierte den Teppich, Zentimeter für Zentimeter. Wenige Augenblicke später bückte er sich und hob mit Daumen und Zeigefinger ein Krümelchen oder Fädchen auf, um es mit drohender Geste in die Luft zu halten.

War meine Mutter ebenfalls im Zimmer, verließ sie es spätestens jetzt und schloss wortlos die Tür hinter sich.

»Ihr nutzlosen Gören«, knurrte Vater mit zusammengebissenen Zähnen. »Das nennt ihr sauber? Glaubt ihr, ich bin blind? Glaubt ihr, ihr könnt mich an der Nase herumführen?«

Dann war es so weit. Die Prügel, die seinen Worten folgten, waren fast eine Erlösung, denn die Anspannung in uns wuchs jedes Mal ins Unerträgliche. Jetzt jagte er uns von einer Ecke des Zimmers in die andere, er schubste uns und zerrte an uns, manchmal packte er eine von uns auch am Rockbund und hob uns hoch wie junge Hunde. Es war schrecklich. Natürlich versuchten wir, seinen Schlägen zu entkommen. Ich sank meist auf den Boden, versuchte mich ganz klein zu machen und legte schützend die Arme um den Kopf. Wenn die Schläge meinen Rücken trafen, floh ich auf allen vieren so schnell ich konnte in eine Ecke, bis ich zur nächsten gehetzt wurde. Doch es half alles nichts, er erwischte uns immer. Jutta und ich schrien und heulten vor Schmerz, der Vater aber hörte nicht eher auf, bis seine Wut verraucht war.

Wen wundert es unter diesen Umständen, dass ich lange Zeit Bettnässerin blieb. Zumal die Prügel der Eltern nicht die einzige Quelle meiner Angst war. Ich wollte abends am liebsten gar nicht ins Bett, weil ich zwischen meinen Eltern

liegen musste. Doch in den ersten sechs Jahren hatte ich keine andere Wahl. Mit sieben und acht durfte ich hin und wieder auf dem Sofa schlafen, und Jutta musste zu den Eltern ins Bett. Uns beiden war nichts mehr zuwider, weshalb es auch öfter Streit gab.

Uns war klar: Das, was da des Nachts geschah, musste etwas Tolles sein für den Vater, etwas, das er unbedingt haben wollte, und es musste etwas Ekliges sein für die Mutter, weil sie jedes Mal versuchte, es nicht so weit kommen zu lassen. Wenn der Vater zur Mutter wollte, schob er mich oder Jutta - je nachdem, wer gerade das Pech hatte, zwischen ihnen schlafen zu müssen - unter Murren und Maulen zur Seite, um zu seiner Frau hinüberzurutschen. Schweigend wehrte sich die Mutter gegen ihn und zog uns wieder auf den Platz in der Mitte zurück. Der Vater stieß uns erneut fort, und so ging es eine Weile hin und her, bis er sich am Ende gewaltvoll über die Mutter legte und erst nach kurzen, heftigen Bewegungen mit lautem Stöhnen wieder von ihr hinunterrollte. Anschließend fiel er jedes Mal in einen tiefen Schlaf, und auch wir Kinder kamen endlich zur Ruhe.

Keine Frage, dass das hautnahe Miterleben dieser nächtlichen Übergriffe meines Vaters auf meine Mutter größtes Unbehagen in mir auslöste. Niemals jedoch hätte ich gewagt, etwas dagegen zu tun oder etwas zu sagen oder gar zu schreien. Ich habe es stumm ertragen. Jutta hat es stumm ertragen. Nacht für Nacht. Es gehörte schließlich zu unserem Familienleben dazu. Und als Kind hinterfragt man das nicht, es ist eben so.

Es wurde bei uns auch sonst nie über irgendetwas geredet, jeder machte seine Sachen, seinen Kummer mit sich selbst aus. Doch irgendwo mussten die traurigen Gefühle in mir hin! Und so hörte ich als Kind mit Vorliebe traurige Lieder, zu denen ich jedes Mal weinen musste.

Mein Vater besaß eine Musiktruhe, und natürlich war es uns unter Strafe verboten, seine Schallplatten anzuhören.

Und dennoch taten wir genau das, wenn die Eltern nicht zu Hause waren. Am liebsten mochte ich die Platte mit dem »Wolgalied« aus dem »Zarewitsch«. Wenn der Zarewitsch Alexej sang:

*Regungslos die Steppe schweigt,
Eine Träne ihm ins Auge steigt:
Und er fühlt, wie's im Herzen frisst und nagt,
Wenn ein Mensch verlassen ist, und er klagt,
Und er fragt:
Hast du dort oben vergessen auch mich?
Es sehnt doch mein Herz auch nach Liebe sich.*

... dann konnte ich meine Tränen nicht mehr zurückhalten und weinte hemmungslos.

KONDITIONSMEISTER SCHNEIDER

Als ich ungefähr acht Jahre alt war und wir in eine größere Wohnung in Alt-Moabit zogen, bekamen wir zum Glück nicht mehr direkt mit, wie sich der Vater nachts über die Mutter hermachte. Die neue Wohnung hatte zweieinhalb Zimmer. Udo bekam das kleine »halbe« Zimmer, Jutta und ich teilten uns das »gute« Zimmer. Dort schlief Jutta auf dem Sofa, mein Schlafplatz war die Sonnenliege, die wir tagsüber hinter den Ofen, hinter eine Tür oder hinter einen Schrank räumten, damit sie aus dem Weg war. »Hat jemand mein Bett gesehen?« war die Frage, die ich häufig abends stellte, wenn ich schlafen gehen wollte.

Das Elternbett stand im zweiten Zimmer, das tagsüber Aufenthaltsraum und das Arbeitszimmer der Mutter war, wo sie Näharbeiten verrichtete. Unser Onkel Ulrich besaß eine Schneiderei, in der er Mäntel anfertigte, und unsere Mutter verdiente Geld damit, dass sie diese Mäntel fütterte. Jutta und ich mussten die ungefütterten Mäntel oft

in der Schneiderei abholen und nach Hause bringen und anschließend, wenn die Arbeit getan war, wieder zurückbringen - »ausliefern« nannte die Mutter das. Sie schlug die fertigen Mäntel sorgfältig in weiße Leintücher ein, damit sie nicht schmutzig wurden, und legte sie Jutta und mir über den Arm. Es sah aus, als würden wir Leichen transportieren. »Wen tragt ihr denn da spazieren? Euren toten Bruder?« Solche und ähnliche Sprüche mussten wir uns von den anderen Kindern auf der Straße häufig anhören, wenn wir mit unseren Mänteln an ihnen vorbeigingen. Deshalb nahmen wir oft lange Umwege in Kauf, obwohl schon der normale Fußweg zur Schneiderei zwanzig Minuten dauerte. Doch zur Belohnung gab es dort von der Frau des Onkels, die ein herzenguter Mensch war, immer ein Glas Brause, eine Köstlichkeit, die wir von zu Hause nicht kannten, und hin und wieder auch ein Zwanzig-Pfennig-Stück, das wir ganz tief in die Tasche steckten, damit wir es nicht verloren.

Mit der geräumigeren Wohnung, die sich ganz in der Nähe des Kriminalgerichts befand, hätte sich mein Kinderleben also ein wenig entspannen können. Doch jetzt wurde mir ein neues Unbehagen beigebracht. Es äußerte sich darin, dass mir bereits übel wurde, wenn ich nur einen Kuchen sah. Und das, obwohl ich wie die meisten Kinder Süßigkeiten aller Art geliebt hatte. Am allerschlimmsten ist für mich bis heute der Geruch und der Geschmack von rohem Marzipan. Schon beim Gedanken daran hebt sich mein Magen, und mir steht sofort wieder das Bild eines großen alten Mannes vor Augen, der daran schuld war: mein Großvater, der Vater meiner Mutter. Er brachte uns Kindern immer einen Klumpen rohes Marzipan mit, wenn er uns besuchen kam, und auch wenn wir zu ihm und zur Großmutter kamen, gab es Marzipan. Und dann wusste ich schon: Jetzt lockt er wieder, jetzt kommt er gleich zu dir. Denn der Großvater mochte kleine Kinder.

Die Großeltern wohnten nicht weit von uns, und meine Schwester und ich wurden häufig zu ihnen geschickt, auch an den Wochenenden. Manchmal übernachteten wir abwechselnd dort, weil meine Mutter das so wollte. Die Großmutter mochten wir sehr, sie war lieb, ich ging gern zu ihr. Aber sobald sie die Wohnungstür hinter sich schloss, um etwas besorgen zu gehen, machte sich der Großvater an mich ran. Während mir das süße Marzipan im Mund zerfloss, fing er mal an, ein wenig an mir herumzustreicheln, mal berührte er meine Kinderbrust, die noch nicht einmal kleine Knospen zeigte, mal holte er »sein Ding« raus und rieb es an meinem Bein. Natürlich versuchte ich, ihm auszuweichen, die Beine anzuziehen oder aufzustehen, woanders hinzugehen. Dann ließ er kurz von mir ab, richtig gezwungen hat er mich nie. Doch egal, ob ich vor dem großen Kachelofen saß und die Füße zum Wärmen an die Kacheln legte, ob ich in einem Sessel saß und las oder ob ich vor dem Fenster stand und auf die Straße hinaussah, in der Hoffnung, dass die Großmutter bald zurückkäme – er probierte es immer wieder. Erst wenn die Großmutter die Tür öffnete oder jemand anderes ihn störte, war es vorbei. Zum Glück kann ich mich nicht mehr an alle Einzelheiten erinnern, aber der Abscheu beim Geruch von Marzipan und schwerer Süße ist geblieben.

Hatte ich auch keine Angst vor dem alten, großen Mann, so empfand ich doch ungeheuren Ekel und fühlte mich in seiner Nähe extrem unwohl. Ich empfand die Berührungen des Großvaters als ganz und gar widerlich, aber nicht als etwas Unrechtes. Er war doch mein Großvater und ein Mann, und ich dachte, er hätte ein Recht dazu. So, wie der Vater das Recht hatte, sich über die Mutter zu legen, auch wenn sie es nicht wollte. So kannte ich es.

Selbst als ich eines Tages meiner Mutter erzählte, dass der Opa »sein Ding« draußen gehabt habe, sagte sie nicht, dass er das nicht tun dürfe. Im Gegenteil, sie scheuerte mir eine, und damit war das Thema für sie erledigt. Ich hielt

fortan den Mund und sprach mit niemandem mehr darüber, nicht einmal mit meiner Schwester. Und auch meiner Großmutter hätte ich es nie gesagt, dafür hatte ich sie zu lieb, und ich wollte ihr keinen Kummer bereiten. Ich ließ es also über mich ergehen.

Erst viel später erfuhr ich, dass alle Erwachsenen in der Familie von der Veranlagung des Großvaters wussten. Aber warum hat unsere Mutter uns Kinder dann nicht vor ihm geschützt, sondern uns am Wochenende sogar noch zum Übernachten dorthin geschickt? Warum ließ uns die Großmutter überhaupt mit ihm allein? Das wird mir immer ein Rätsel bleiben.

Auch meine Schwester wurde von dem alten Mann angefasst, wie sie mir Jahre später sagte, aber bei ihr hatte er sich ein wenig mehr zurückgehalten, vielleicht, weil sie schon etwas älter war und früher als ich vom Mädchen zur Frau wurde. In dem Maße, wie dann auch ich größer und erwachsener wurde, verlor der Großvater zum Glück das Interesse an mir - und ich hielt mich von ihm fern, so gut es ging.

Es gibt im Leben immer wieder eigenartige Zufälle. Einer der besonders skurrilen in meinem ist die Tatsache, dass der Großvater ausgerechnet an meinem neunzehnten Geburtstag, an einem 1. April, beerdigt wurde. Und dass ich, wenn auch mit Widerwillen, zu dieser Beerdigung gehen musste, war keine Frage. Doch es gab ein Problem: Ich hatte zwar ein schwarzes Kleid und einen Mantel, aber die passenden Schuhe dazu waren so abgetragen, dass sich meine Mutter vermutlich in Grund und Boden schämen würde. Aber von meinem mickrigen Lohn, den ich damals als Stenotypistin bei einem Architekten erhielt, konnte ich mir neue Schuhe nicht leisten. In meiner Not lief ich nach der Arbeit zu Peter, einem Verehrer, den ich in einem Tanzlokal kennen gelernt hatte. »Kannst du mir irgendwie fünfzig Mark besorgen?«, fragte ich ihn aufgeregt. »Du bekommst sie auch ganz bald zurück!«

Ich weiß nicht, wie er es anstellte, aber Peter bekam das Geld tatsächlich zusammen, und ich kaufte mir bei Leiser am Tauentzien neue schwarze Schuhe.

Doch als ich mich am Tag meines Geburtstags für die Beerdigung meines Großvaters zurechtmachte und den Schuhkarton öffnete, um die neuen Schuhe anzuziehen, stellte ich entsetzt fest, dass darin zwei linke lagen! Was nun? Wie auch immer das der Verkäuferin hatte passieren können, es war passiert, und ich musste schnellstmöglich zum Geschäft zurück, um den falschen gegen den richtigen Schuh zu tauschen. Damit es schneller ging, nahm ich für teures Geld sogar ein Taxi, doch auch das konnte nicht verhindern, dass ich zu spät zur Beerdigung kam.

»Dass du nicht einmal zur Beerdigung deines eigenen Großvaters pünktlich sein kannst!«, zischte mir meine Mutter böse zu, als ich mich neben sie stellte. Sie hatten den Sarg bereits ins Grab herabgelassen.

Ich sagte nichts. Schweigend richtete ich meinen Blick auf das dunkle hölzerne Rechteck in der Erde, in dem jetzt Konditormeister Paul Schneider lag. Dort unten befand sich ein Stück meines Lebens, meiner Kindheit, meiner Jugend, und es würde bald zu Erde zerfallen. Endlich.

SCHULHORROR, TRAUERGE BÜCHER UND ALLE TIERE

Als Schulkind und Heranwachsende fragte ich mich immer öfter, warum uns unsere Eltern wohl so hassten. Denn dieses Gefühl hatte ich. Ich fühlte mich nicht geliebt, sondern gehasst. Lange Jahre wusste ich darauf keine Antwort. Heute glaube ich, sie zu kennen: Es war Frust. Unsere Eltern hatten wirklich kein gutes Leben. Es bestand nur aus Ärger, Streit, Angst und Geldsorgen. Vor allem aber müssen sich meine Eltern gegenseitig abgrundtief gehasst haben, und sie ließen das an uns Kindern aus, vor allem an uns Mädchen. Hinzu kam, dass Kinder damals noch mehr

nebenherliefen, Erziehung war etwas ganz anderes als heute. Ein eigenes Zimmer hatten nur wenige Kinder in unserer Gegend. Meine Geschwister und ich hatten noch nicht einmal einen Stuhl neben dem Bett, auf dem wir etwas hätten ablegen können, eigenes Spielzeug war ein kaum zu beschreibender Luxus. Wir bekamen jedes Jahr zu Weihnachten ein Steifftier, das wanderte dann in die Vitrine, und wir durften es nur zu Weihnachten und zum Geburtstag herausholen. Jutta und ich besaßen jede eine Puppe, denen unsere Mutter zu Weihnachten immer neue Puppenkleider nähte. Ansonsten kam alle zwei Wochen ein großer Bus auf den Schulhof gefahren, und man konnte sich Puppen, Spielzeug aus Blech, Brettspiele und anderes mehr ausleihen. Das war jedes Mal ein Riesenspaß. Wir kannten es nicht anders, uns genügte das.

Überhaupt keinen Spaß machte mir die Schule. Die Volksschule war für mich der blanke Horror. Von mir aus meldete ich mich prinzipiell nie, weil ich mich nicht traute, laut vor den anderen zu sprechen, aus Angst, etwas Falsches zu sagen. Und wenn ich vom Lehrer aufgerufen wurde, begannen die anderen Kinder in der Klasse schon zu kichern und zu feixen, weil sie genau wussten, was gleich kommen würde. Es war entsetzlich. Ich begann jedes Mal schrecklich zu stottern und brachte nichts Vernünftiges über die Lippen. In der Volksschule musste ich deshalb häufig zur Strafe so lange in der Ecke stehen, bis die Unterrichtsstunde vorbei war. Eigentlich war ich darüber immer ganz froh, denn dann musste ich mich wenigstens nicht am Unterricht beteiligen und konnte stattdessen meinen Gedanken und Träumen nachhängen. Kein Wunder, dass meine Zeugnisse regelmäßig eine Katastrophe waren. Auch in der Oberschule wurde es nicht besser.

Natürlich setzte es zu Hause Prügel, wenn ich wieder einmal mit einem schlechten Zeugnis ankam. Aber das war ich gewohnt. Jedenfalls bewogen die Prügel mich nie,

fleißiger zu sein und häufiger zu lernen. Wo hätte ich auch konzentriert lernen sollen? Nirgends gab es bei uns zu Hause ein ruhiges Plätzchen. Alles fand im selben Zimmer statt: Meine Mutter nähte und interessierte sich nicht für unsere Hausaufgaben. Mein Bruder und meine Schwester kamen und gingen und redeten, und Lust zum Lernen hatte ich sowieso nie. Und das »gute« Zimmer blieb tagsüber verschlossen. Also ließ ich es bleiben.

Zum Glück gingen Jutta und ich immer schon in dieselbe Klasse und saßen nebeneinander in einer Bank. Zusammen bildeten wir ein gutes Team: Sie kümmerte sich um meine Mathematik-Aufgaben, ich half ihr dafür bei den Deutsch-Aufsätzen. Denn Deutsch mochte ich eigentlich immer recht gern, weil ich schon damals gern und viel las, auch wenn ich es meistens heimlich machen musste, weil mein Vater nichts davon hielt.

Mit der Unterstützung durch Jutta war es allerdings schlagartig vorbei, als mein Vater verfügte, dass ich mit sechzehn, nachdem ich die Oberschule mit Ach und Krach abgeschlossen hatte, auf die Handelsschule gehen sollte, um den Beruf der Stenotypistin, also einer Schreibkraft in einem kaufmännischen Büro, zu erlernen. Das bedeutete auch, dass ich mich von Jutta trennen musste, zumindest in der Schule: Nach dem Willen meines Vaters sollte sie Krankenschwester werden, doch bevor sie mit der Ausbildung anfing, schickte er sie auf eine Hauswirtschaftsschule.

Auf seine Weise, das erkenne ich heute, meinte es unser Vater gut mit uns, er wollte unbedingt, dass wir Kinder eine gute Ausbildung bekamen und einen anständigen Beruf erlernten. Aber es scherte sich niemand darum, was wir selbst uns wünschten, wo unsere Fähigkeiten lagen oder was uns vielleicht Freude machen würde.

So ahnte mein Vater nicht einmal etwas von meiner Begeisterung fürs Lesen. Wir durften überhaupt nicht lesen, wenn es keine Schulbücher waren, und abends schon

gar nicht. *Pippi Langstrumpf* hatte er in Kinderjahren gerade noch so gestattet, aber höchstens am Wochenende und wenn es sonst nichts zu tun gab für uns.

Pippi Langstrumpfs Abenteuer fand ich zwar nett, aber sie gaben mir nichts, denn ich konnte mich in der starken, mutigen und unbesiegbaren Pippilotta nicht wiederfinden. Sie hatte jede Menge Geld, wir hatten nichts. Sie hatte einen starken, liebevollen Vater, der weit weg wohnte und ihr jede Freiheit ließ. Wir hatten einen, der jeden Abend nach Hause kam und alles andere als gutmütig war. Pippi lebte allein in einem großen Haus, wir quetschten uns in kleinen Mietwohnungen.

Nein, das war ganz und gar nicht meine Welt. Meine Welt war die der großen Leidenden, der großen Dramen: *Madame Bovary* von Gustave Flaubert zum Beispiel war eines meiner Lieblingsbücher, obwohl ich es damals noch nicht verstand. Und *Die Elenden* von Victor Hugo ist für mich bis heute eines meiner wichtigsten Bücher, geradezu meine Bibel. In der armen Cosette erkannte ich mich als Mädchen selbst wieder, ich konnte mit ihr fühlen und leiden. Wenn ich die Geschichte von Cosette las, dann spürte ich, dass es anderen Menschen auch schlecht ging und dass ich in meiner Traurigkeit nicht allein war. Das tröstete mich ein wenig über die ständige Angst vor Strafen hinweg.

Das Schönste und Wichtigste allerdings, das mich immer von allen Sorgen und Nöten ablenken konnte, waren für mich Tiere, vor allem Hunde. Ein eigener Hund war schon als kleine Straßengöre mein größter Wunsch gewesen, aber das wäre natürlich niemals in Frage gekommen. Dafür hatten wir kein Geld und keinen Platz. In der ganzen Nachbarschaft lieh ich mir deshalb Hunde aus, um mit ihnen spazieren zu gehen, sie zu streicheln, zu knuddeln und mit ihnen zu reden. Und die Besitzer waren glücklich, dass ich mit ihren Lieblingen Gassi ging. Mal bekam ich ein bisschen Geld dafür, mal bekam ich nichts.

Mir war das egal, ich hatte dann zumindest zeitweise einen Hund.

Immerhin schenkten unsere Eltern Jutta und mir zu einem Weihnachtsfest, ich war damals neun Jahre alt, zwei Schildkröten. Max und Moritz. Viel konnten wir mit den beiden nicht anstellen. Man konnte sie gerade mal unter dem Hals streicheln, und dann machten sie ihn länger und länger. Aber sie waren pflegeleicht, verursachten keinen Lärm und Dreck und waren genügsam. Ein paar Salatblätter oder Obststücke reichten ihnen, um satt zu werden, und auch Platz brauchten sie nicht viel.

Meine Tierliebe war unvorstellbar groß. In der Nähe unseres Wohnhauses beispielsweise gab es eine große Ruine mit kleinen Maueröffnungen, in denen Hunderte von Spatzen nisteten. Wenn sie brüteten, fielen ständig frisch geschlüpfte Vögelchen tot aus den Nestern und lagen auf der Straße oder zwischen den Trümmern. Immer, wenn ich diese winzigen Körper irgendwo liegen sah, sammelte ich sie ein und hob für sie kleine Gräber aus, um sie anständig zu beerdigen. Und bevor ich sie dann unter die Erde brachte, küsste ich sie, selbst wenn sie bereits länger gelegen hatten und schon etwas rochen. Es war mir egal. Ich küsste sie gern, ein Abschiedskuss gehörte für mich zu einer ordentlichen Beerdigung dazu, und auch Tiere sollten eine ordentliche Beerdigung haben. Natürlich blieb das nicht folgenlos: Ich bekam ein brombeerförmiges Ekzem nach dem anderen an den Lippen, und wenn eines gerade abgeheilt war, kam sofort das nächste. Aber das war mir gleichgültig.

Auch heute noch sammle ich kranke oder tote Vögel ein, wenn ich bei meinen Spaziergängen mit meinem Hund welche finde. Und man findet viele, wenn man bereit ist, sie zu sehen, vor allem kranke Tauben. Dann nehme ich das Tier hoch, lege es vorsichtig in eine Tüte und gehe mit ihm zum Tierarzt, damit er es mit einer Spritze tötet. Das kostet

nichts, und dem armen Vogel wird damit weiteres Leid erspart.

LERNEN FÜRS LEBEN?

Die Entscheidung für die Handelsschule war in meinem Fall das Verkehrteste, was mein Vater machen konnte – Buchführung, Handelskunde und Wirtschaftsrechnen, das war gar nichts für mich. Ich wäre am liebsten Tierärztin geworden, doch an ein Studium war nicht einmal im Traum zu denken. Und niemals wäre ich auf die Idee gekommen, diesen Wunsch überhaupt zu äußern, dafür war ich viel zu feige und zu schüchtern.

Die Folge war, dass ich die Handelsschule von ganzem Herzen hasste und sie mehr schwänzte, als dass ich dort war. Von Anfang an unterschrieb ich meine katastrophalen Zeugnisse selbst mit dem Namen meines Vaters, er hat es zum Glück nie herausgefunden und fragte auch nie danach.

Das einzig Gute war, dass meine Schulfreundin Charlotte mit mir gemeinsam zur Handelsschule ging. Charlotte war so alt wie ich, hatte aber schon einen Freund, einen Italiener, von dem sie mir stundenlang begeistert erzählte. Die Herrlichkeit war jedoch schneller zu Ende als gedacht. Schon nach wenigen Wochen nahm mich Charlotte in einer Pause zur Seite und zog mich in eine Ecke des Flurs, wo uns niemand hören konnte.

»Ingrid, ich muss dir etwas sagen!« Sie sah mich betreten an, in ihren Augen standen Tränen. »Ich muss von der Schule abgehen und heiraten. Ich bin schwanger!«

Ich war fassungslos. Wie oft hatte ich Charlotte gewarnt, dass sie nicht mit ihrem Freund schlafen solle! »Natürlich mache ich das nicht, was denkst du denn!«, erwiderte sie dann jedes Mal. Und dann war es offenbar doch passiert.

Zwar war ich selbst damals noch Jungfrau, hatte aber schon eine Ahnung, was ablief, wenn ein Mann und eine Frau zusammenkamen – obwohl unsere Mutter mir nicht einmal erzählt hatte, dass ich irgendwann meine Regel bekommen würde. Es war Jutta, von der ich das eines Tages, ich war vielleicht dreizehn, erfuhr, und als sie mir erklärte, dass ich bald jeden Monat mehrere Tage lang untenheraus bluten würde, knallte ich ihr eine, weil ich dachte, sie würde mich anlügen und wolle mir einen Schrecken einjagen. Dass mir einmal so etwas Ekliges passieren würde, und das auch noch einmal im Monat, war für mich schlicht nicht vorstellbar.

Charlottes Schicksal wollte ich auf keinen Fall erleiden. Ich wollte mich für den Richtigen aufsparen. Der Mann, dem ich meine Jungfräulichkeit schenkte, sollte auch mein Ehemann werden. – Das war mein Traum. Allerdings ging er nicht in Erfüllung, so wie viele Träume junger Mädchen nicht in Erfüllung gehen.

Nachdem Charlotte die Schule verlassen hatte, machte ich erst recht bei jeder Gelegenheit einen weiten Bogen um das Schulgebäude. Lieber verdiente ich mir mit kleinen Jobs, zum Beispiel als Garderobiere im Haus der Jugend, ein bisschen Geld, denn Taschengeld gab es bei Stengerts nicht.

In dieser Zeit entdeckte ich auch das Tanzen für mich. Twist, Soul und Rock 'n' Roll – alles, was aus Amerika kam, war Mitte der sechziger Jahre angesagt, und Jutta brachte mir bei, wie ich zu Hause an der Türklinke die Rock 'n' Roll-Drehungen trainieren konnte, wenn unser Vater es nicht mitbekam. Die Mutter hatte seltsamerweise keine Einwände gegen unser neues Hobby. Und da ich schon immer sehr gelenkig und ein Bewegungstalent war, lernte ich schnell, so schnell, dass Jutta mich bald für würdig erachtete, sie in die Disco zu begleiten.

Nirgends sonst außer beim Tanzen konnte ich den Albtraum Handelsschule und die Enge und Lieblosigkeit